

Identität: Meine Menschlichkeit

Elham Manea

Ich habe noch nie einen Ort ›Heimat‹ genannt.

Meine Identität hatte selten mit einem bestimmten Ort zu tun gehabt. Heimat war in mir selbst, aber ich ging nie in ein Heimatland zurück.

Wenn man immer, an jedem Ort, an den man zog, Ausländer war, sogar in dem Land, wo einem die amtlichen Urkunden ausgestellt wurden, dann lernt man schnell, wie man sich an neue Umgebungen gewöhnt, wie man Freundschaften schließt, sich von diesen Freunden aber auch wieder verabschiedet, wenn man weg- zieht, und wie man die Erinnerung an sie zwar im Hinterkopf bewahrt, sie aber gleichzeitig auch so schnell wie möglich vergisst, damit man wieder von neuem anfangen kann.

Mit zunehmendem Alter wird man dessen überdrüssig. Aber genau das musste ich immer wieder erleben, bis ich mich in der Schweiz niederliess.

Hello und Goodbye. Es war schön hier, aber jetzt muss ich fortziehen. Wir sehen uns bestimmt wieder ó oder auch nicht.

Dieser Vorgang wiederholte sich sogar im Jemen und in Ägypten, den beiden Ländern, in denen meine Familie in den Zeiten lebte, die zwischen den diplomatischen Missionen meines Vaters lagen.

Ich bin in Mahala al-Kubra in Ägypten geboren, in demselben Bett, in dem meine Grossmutter meine Mutter zur Welt brachte. Aber ich bin keine Ägypterin. Meine ägyptische Seite kommt von meiner Mutter. Sie wurde in Ägypten als Tochter eines jemenitischen Vaters geboren und aufgezogen. Ihre Mutter war Ägypterin.

Und sie sprach und benahm sich wie eine Ägypterin. Aber ihr Vater wollte partout nicht, dass sie sein Land vergass. Sie erzählte mir, dass er ihr den Nordjemen immer als ein Land beschrieb, in dem Milch und Honig flossen ó eine Art Paradies. Als sie zum ersten Mal mit meinem Vater in den Jemen kam ó sie war damals ungefähr zwanzig ó, war sie schockiert von dem wahren Jemen, dem Jemen der 1960er-Jahre. Das Land, das noch immer unter der Isolation litt, die ihm vom Imam regime aufgezwungen worden war, lebte noch wie im Mittelalter. Hier war keineswegs das Paradies. Was ihr Vater ihr geschildert hatte, war ein von der Liebe zu seiner Heimat geprägtes Bild gewesen.

Durch die Erfahrungen meiner Mutter lernte ich, dass Menschen Vorurteile haben. Und dass manche dieser Vorurteile rassistisch geprägt sind. Vielleicht versuchen wir deswegen mit aller Kraft, diese zerstörerische Tendenz in uns zu bekämpfen. Ich erkannte auch, dass Vorurteile zu unserem Menschsein gehören. Sie erleichtern uns zu definieren, wer wir sind, und setzen Grenzen, die uns von anderen trennen. Sie erleichtern es uns, unsere Ängste zum Ausdruck zu bringen. Hier in Europa stellt man sich ›den Islam‹ mit einem zornigen Gesicht vor. Man denkt an eine von Kopf bis Fuß verschleierte Frau, die vielleicht sehr sexy im Bett ist, und an eine Bombe, die am Turban des Propheten Mohammed glimmt. In der Vorstellung der

anderen Seite, das heisst, der arabischen Länder, hegt ſder Westenſ bekanntlich die Absicht, sie, ihre Kultur und ihre Religion zu vernichten; moralischer Verfall ist an der Tagesordnung, und leichtfertige Frauen kſnnen mit einem bloſen Pfeifen ins Bett gelockt werden.

Vorurteile kann man ſberwinden, wenn man Reisen unternimmt und erlebt, wie komplex die Wirklichkeit ist. Wenn man beginnt, sich gegenseitig kennenzulernen, dann entdeckt man vielleicht, dass ſdiese anderenſ genauso sind wie man selbst und lediglich anders aussehen.

Doch es gibt eine andere Art Vorurteil ſo eines, das mit ſRassismusſ besser beschrieben wird und das viel mehr schmerzt. Es ist jene Art von Vorurteil, mit dem meine Mutter konfrontiert wurde, als sie in den Jemen zog. Je geschlossener eine Gesellschaft ist, desto homogener ist sie auch und desto wahrscheinlicher ist es, dass sie Formen von Rassismus aufweist. Eine solche Gesellschaft existierte im Nordjemen.

Meine Mutter war ſdie Ägypterinſ, sie wurde niemals als ſJemenitinſ akzeptiert. Schlimmer noch als die Bezeichnung Ägypterin war das Wort ſMischlingſ ſo Muwalada. Das ist ein jemenitischer Ausdruck, mit dem man im Jemen Menschen gemischter Rasse bezeichnet. Er bedeutete, dass sie lediglich etwas Halbes war: halb Jemenitin und halb Ägypterin. In Wirklichkeit bedeutete es, dass sie nicht reinrassig jemenitisch war. Sie war keine richtige Jemenitin.

Erinnert Sie das an etwas, hier in Europa ſo in der Schweiz? Ich besitze einen Schweizer Pass. Aber oft zſgere ich zu sagen, ich sei Schweizerin. Nicht etwa, weil ich mich dem Land nicht verbunden fſhlte. Im Gegenteil, ich liebe es. Schliesslich ist es das einzige Land, in dem ich seit mehr als 16 zehn Jahren ohne Unterbrechung lebe. Und wenn ich mir die demokratischen und humanitren Traditionen der Schweiz ansehe, kann ich mich ganz sicher mit ihren Werten identifizieren. Trotzdem zſgere ich, mich als Schweizerin zu bezeichnen, weil ich weiss, dass es in den Ohren eines Schweizers ſo eines richtigen Schweizersſo merkwſrdig klingt.

Einmal Auslnder ſo immer Auslnder. Das ist in Deutschland, Œsterreich oder in der Schweiz etwas Wichtiges. Es spielt eine Rolle. Sicherlich keine so groſe wie im Jemen, aber es gibt doch hnlichkeiten. Ein Tſrke, der in Deutschland geboren und aufgewachsen ist und nur Deutschland kennt, wird trotzdem nur als ſhalber Deutscherſ betrachtet, nie als richtiger Deutscher ſo oder?

Der Fall meiner Mutter lag anders. Sie hatte keine Ahnung vom Jemen; sie war in Ägypten geboren und aufgewachsen und sprach den ägyptischen Dialekt. Ihre Verbindung zum Jemen ergab sich durch ihren Vater, der in Ägypten lebte und auch dort starb. Dennoch sehnte sie sich danach, von den Jemeniten akzeptiert zu werden. Sie wollte dazugehſren. Und die Menschen um sie herum lernten sie zwar mit der Zeit lieben, nannten sie aber weiterhin ſdie Ägypterinſ.

Es machte mich wſtend zu sehen, dass man einen Menschen dazu bringen konnte zu glauben, er sei weniger wert, weil er aus einer ſgemischtenſ Ehe stammte. Und dass er aufgrund seines Blutes kein Recht hatte, dazuzugehſren. Das machte mich wirklich wſtend. Jahrelang forderte ich meine Mutter auf, nicht immer zu versuchen, etwas zu sein, was sie nicht war. Sie

solle einfach nur sagen, sie sei eben Ägypterin. Es sei keine Schande, aus diesem Land zu stammen. Im Gegenteil, sie solle stolz darauf sein. Dass ich ihr diesen Rat gegeben hatte, fiel mir wieder ein, als meine Mutter ó die nun getrennt von meinem Vater lebt ó beschloss, wieder in ihre Heimat zurückzukehren. Heute lebt sie in Ägypten.

Die Identität ist ó wie eine Nation ó ein Fantasiekonstrukt. Wir suchen uns ihre Komponenten aus, während wir andere ignorieren, und oft tun wir dies im vollen Bewusstsein dessen, dass nicht jede Komponente auf rationalen Überlegungen basiert.

Wenn ich sage, ich bin Araberin, dann spiele ich damit auf meine arabische Volkszugehörigkeit an. Und könnte es bessere arabische Wurzeln geben als die jemenitischen? Immerhin erheben die Jemeniten voll Stolz den Anspruch darauf, von allen arabischen Ländern die wahre Wiege der arabischen Rasse zu sein. Natürlich wird dieser Anspruch durch Fakten gestützt, ganz gleich, wie fiktiv sie auch sein mögen.

Der Jemen ist die Heimat der Qahtan-Stämme, die als Nachkommen von Qahtan, dem Sohn Noahs, gelten. Diese Stämme werden arab-aḥariba ó das heißt, šdie richtigen Araberö oder šAraber erster Klasseö genannt.

Im Klartext gesprochen: Die Jemeniten, die Nachkommen der Qahtan-Stämme, sind die richtigen Araber, was die Schlussfolgerung nahelegt, dass ich tatsächlich eine richtige Araberin bin. Oder? Nun, nicht unbedingt. Denn als ich versuchte, meiner Stammes- und Familienherkunft nachzugehen, machte ich eine interessante Entdeckung.

Mein Vater ist ein Mitglied des Bani-Hushaish-Stammes ó eines von vielen Stämmen, die zum Bakil-Stammesbund gehören und ihre Wurzeln auf Himiaḥ bin Qahtan zurückverfolgen.

Die Familie meines Vaters ó die Manea ó hingegen kam aus Bait al Noukhaif, einem Dorf, das einige hundert Jahre zuvor von einem Perser gegründet worden war, der beschlossen hatte, in den Jemen auszuwandern, und sich im Stammesgebiet der Bani Hushaish nieder liess.

All das las ich in einer Quellenangabe, während ich mich 1993 im Jemen aufhielt.

Macht mich das zu einer Perserin? Nein, sicher nicht. Wir wählen unsere Identität selbst. Und wir wählen, welche Elemente wir hervorheben wollen.

Ich erinnere mich noch immer an die Reaktion meines Vaters, als ich ihm diese Information mitteilte. Dein Vorfahr ist vielleicht Perser gewesen. Er schaute mich nur an und ignorierte meine Bemerkung. Er sagte kein einziges Wort. Er ignorierte, was er gehört hatte. Er war immer stolz darauf gewesen, Jemenit mit Qahtan-Herkunft zu sein. Und da kam ich mit meinem absurden Gerede über seine mögliche persische Abstammung daher. Tolerant, wie er war, schenkte er dem einfach keine Beachtung; selbst wenn ich mit amtlichen Urkunden zu ihm käme, die bewiesen, dass sein Urgroßvater tatsächlich Perser war, würde er sie ganzeinfach nicht zur Kenntnis nehmen.

Wir entscheiden darüber, wer oder was wir sein wollen.

Natürlich drängt einen die eigene Umgebung manchmal dazu, sich mit einer Identität zu identifizieren, die man nicht will. Hier in Europa werden bisweilen Kinder mit türkischen Abstammung oder aus dem Balkan dazu gedrängt, sich mit der religiösen Identität zu identifizieren, weil ihre Umgebung darauf beharrt, nur das religiöse in ihrer Identität zu sehen. Manchmal fliehen wir in eine bestimmte Identität - religiös oder national - um uns von anderen abzugrenzen. Und manchmal wird man dazu gedrängt, die Identität zu verleugnen, mit der man sich eigentlich identifizieren will. Meine Mutter wurde gedrängt, die Identität zu verleugnen, die tatsächlich ihre war: Ägypterin zu sein.

Was mich betrifft, so habe ich aufgehört, mich mit nationalen Bezeichnungen zu identifizieren, weil ich überall, wo ich hinkam, etwas anderes war. Im Jemen war ich meiner Körpergröße wegen die große Ägypterin, in Ägypten war ich die Jemenitin, im Iran war ich die Araberin, in Kuwait war ich wieder, wie meine Mutter, die Halbägypterin-Halbjemenitin oder ich konnte meinen ägyptischen Akzent nicht verleugnen, und in Marokko war ich Jemenitin und Ostaraberin. In Europa und in den Vereinigten Staaten war ich die Exotin: die Araberin, die Jemenitin. Seit einigen Jahren bin ich die Muslimin.

Anstrengend, nicht wahr, ständig mit irgendetwas identifiziert zu werden. Doch die Erfahrung lehrte mich etwas sehr Wertvolles: Menschen können mich nennen, wie sie wollen. Aber ich selbst bestimme darüber, wer und was ich bin. Das ist genug. Heimat ist etwas, was in mir selbst ist. Und Heimat nenne ich meine Menschlichkeit. Die eine Identität, die uns eint. Sie trennt Menschen nicht voneinander und ordnet sie nicht in Kategorien ein. Für sie ist unwichtig, welches Blut in unseren Adern fließt, und nur das, was wir tun, hat Bedeutung. Was wir tun, ist ausschlaggebend dafür, was wir sind.

Nationale Grenzen haben mir stets wenig bedeutet, doch überall, wo ich hinkam, begegnete ich Menschen. Ich konnte ungeachtet ihrer Hautfarbe, Religion, ihren Traditionen und Ängsten das Menschliche in ihnen sehen. Und diese Entdeckung war stets kostbar – es war mein Schatz.

Am Anfang dieser Rede habe ich gesagt, dass ich noch nie einen Ort Heimat genannt habe. Ich zögere jedoch nicht zu sagen, dass ich mich in der Schweiz zu Hause fühle. Denn anders als in meinem Herkunftsland sind hier meine Rechte als Mensch und als Frau respektiert. Ich kann frei atmen! Dies ist eine ganz wesentliche Erkenntnis aus meinem Leben als globale Nomadin: Zuhause ist, wo meine Rechte gewahrt sind.